

Möglichkeiten nachzudenken, wie sich die Handlungsfähigkeit der Regierung sichern ließe. Damit strebte er eine Lösung innerhalb des Rahmens der Republik an, die er keineswegs zu überwinden beabsichtigte. Nikolai Wehrs' Beitrag gilt demselben Problemkomplex. Er sieht die Kernelemente von Meineckes politischer Publizistik der Weimarer Zeit in dem Gedanken einer Einheit der Volksgemeinschaft und in der Befürwortung einer autoritativen Staatsführung. Beides habe es ihm notwendig erscheinen lassen, die Regierungsgewalt von der parlamentarischen Basis zu lösen und bei einem plebiszitär gewählten Staatsoberhaupt zu konzentrieren. Zwar stellt auch Wehrs heraus, dass Meinecke an der Republik festhalten wollte, doch weist er ebenso darauf hin, dass seine politischen Grundvorstellungen mit der Realität einer pluralistischen Massendemokratie nur schwer vereinbar gewesen seien. Diese Akzentuierung steht in einem leichten Widerspruch zu den Ergebnissen Meineckes, der in dem Band nicht aufgelöst wird. Auch in dieser Spannung eröffnen beide Autoren gleichwohl interessante Perspektiven und verdeutlichen, welche Aufschlüsse das immer noch unzureichend erforschte Feld des demokratischen Denkens und des „Vernunftrepublikanismus“ in der Weimarer Republik bieten kann.

Tobias Kaiser: Karl Griewank (1900–1953). Ein deutscher Historiker im „Zeitalter der Extreme“ (= Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 23), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007, 528 S.

Rezensiert von
Mario Keßler, Berlin

Mit dieser Biographie über Karl Griewank wird zum ersten Mal, nach einer Reihe von Spezialstudien zur frühen DDR-Geschichtswissenschaft, einer ihrer unterschiedlich beurteilten Vertreter Gegenstand einer Dissertation. Ihr Verfasser schrieb sie unter Hans-Werner Hahn an der Universität Jena, wo Griewank die letzten Jahre seines kurzen Lebens erfolgreich lehrte. Bei durchgängiger Würdigung des wissenschaftlichen Werkes wurde Griewanks politischer Standort sehr verschieden bestimmt. Einerseits galt er als „Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft“, so in einem Band, der unter diesem Titel noch 1989 in der DDR erschien. Für Herbert Grundmann, Universität Münster, war er 1956 hingegen ein bürgerlicher, doch in Ostdeutschland „unter Naturschutz stehender“ Historiker. Griewanks nunmehriger Biograph Tobias Kaiser sieht seine Hauptgestalt als einen deutschen Historiker im „Zeitalter der Extreme“, der sich einer einfachen Zuordnung entzieht. Unvermeidlicher Weise gab der Selbstmord des in allen Lagern angesehenen Wissen-

schaftlers am 26. Oktober 1953 vielen Spekulationen Raum. Oft wurde vermutet, Griewank habe sich aus Verzweiflung über die politische Lage in der DDR das Leben genommen. Eine Biographie über diesen Historiker war zur Klärung solcher und anderer Fragen deshalb notwendig. Wissenschaftlich trat Griewank, ein Spezialist der preußischen Reformzeit und des Vormärz, mit Editionen zu Gneisenau und Königin Luise sowie kleineren Monographien über die Revolutionen von 1789 und 1848 hervor. Doch haben vor allem seine Bücher zum Wiener Kongress (1942, Neuauflage postum 1954) und zum neuzeitlichen Revolutionsbegriff ihren Wert behalten. Die letztere Arbeit erschien erstmals 1955 und erlebte bis 1992 mehrere Auflagen. Nur wenig war bislang über Griewanks wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit in der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) bekannt, die er 1945 eine kurze Zeit kommissarisch leitete. Kaisers überaus bemerkenswertes, streckenweise sogar brillantes Buch bietet viele, bisher unbekannte biographische Einzelheiten, so über Griewanks Familienhintergrund, die protestantische Prägung, seine (kinderlos gebliebene) Ehe und eine Krebserkrankung in den 1930er Jahren. Der aus Bützow in Mecklenburg stammende Arztsohn verlor früh den Vater und erlebte in der Inflationszeit persönliche Not, was zum Interesse für soziale Fragen beigetragen haben dürfte. 1922 schloss er sein Studium in Rostock bei Willy Andreas mit einer Dissertation über Friedrich Wilhelm Held, einen Linksliberalen der 1848er Revolution, ab. Danach war er Lokalredakteur der Neuen Zeit, einer Berliner Tageszeitung, die der DDP nahe stand.

Seit 1926 war Griewank hauptamtlich in der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der späteren DFG, tätig. Politisch bejahte er die Weimarer Republik. Der Aufstieg des Nazismus beunruhigte ihn, die Rassenlehre, die ab 1933 zur offiziellen Ideologie wurde, lehnte er ab. Er schloss sich der Bekennenden Kirche an, exponierte sich aber dort nicht so stark, dass seine bürgerliche Existenz bedroht wurde. In den internen DFG-Publikationen machte er durchaus Zugeständnisse an das Regime, konnte andererseits sogar einem Emigranten nach Australien noch ausstehende Geldzahlungen überweisen. Ernst Klees Vorwurf, Griewank habe von Mengeles Menschenversuchen in Auschwitz gewusst und sogar entsprechende Unterlagen bearbeitet, kann Kaiser zumindest relativieren; es findet sich kein sicherer Beleg für Griewanks Mitwisserschaft. „Er wurde in der DFG zum Ansprechpartner für die traditionellen Wissenschaftler, gestaltete zu bürgerlich-christlichen Kreisen ein offenes Verhältnis. Griewank war jedoch kein Widerstandskämpfer der Wissenschaft, kein Dissident oder Saboteur.“ (S. 117) Er trat dem Stahlhelm bei, um sich nicht anderen Naziorganisationen anschließen zu müssen, und wurde mit dessen Auflösung in die SA übernommen. Wegen seiner Erkrankung konnte er diese jedoch bald unauffällig verlassen. Dem NS-Dozentenbund schloss sich Griewank nicht an, geschweige denn der NSDAP. Eine Universitätskarriere, die angesichts des republikfeindlichen Klimas unter den meisten Historikern für ihn schon vor 1933 schwierig war, schien im „Dritten Reich“ ganz unmöglich, obgleich Griewank die Hoffnung darauf nie ganz aufgab. Geschickt verstand er sich nicht nur

die Unterstützung seines Doktorvaters Willy Andreas, sondern auch des NS-Historikers Walter Platzhoff zu sichern, der ihm 1942 mit dem Buch über den Wiener Kongress die Habilitation in Frankfurt ermöglichte. Damit suchte Griewank, der den Hitlerstaat innerlich stets ablehnte, seine Position innerhalb der Historikerzunft und innerhalb des NS-Wissenschaftssystems allmählich zu verbessern. Eine Professur erlangte Griewank aber im „Dritten Reich“ nicht.

1945 schlug allerdings seine relative Ferne zum gestürzten Regime positiv zu Buche. Die kommissarische Leitung der Deutschen Forschungsgemeinschaft verband Griewank mit der Herausgabe der wissenschaftspolitisch wichtigen Deutschen Literaturzeitung. Obgleich er keine Lehrerfahrung und noch wenige Publikationen aufwies, ernannte ihn schon 1946 die Zentralverwaltung für Wissenschaft in der SBZ zum außerordentlichen Professor in Berlin. Ein Jahr später erhielt er einen Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte in Jena und wurde Institutsdirektor. Als Dekan der Philosophischen Fakultät amtierte er neben seinem Großonkel Karl Heussi, dem Dekan der Theologischen Fakultät.

Der Anspruch der DDR-Führung auf ideologische Deutungshoheit zog naturgemäß Griewanks Fach in besondere Mitleidenschaft. 1951 griffen ihn Studenten an, da er für eine sachliche Auseinandersetzung mit den Schriften Heinrich von Treitschkes plädierte. Er verherrliche einen Nationalisten, hieß es. Es gebe keine gleichberechtigten Richtungen, sondern nur zwei Anschauungen in der Wissenschaft: die fortschrittliche und die reaktionäre. Beide seien miteinander unvereinbar,

und der Historiker müsse sich für eine entscheiden.

Griewank, ein Kenner des Marxismus, erkannte dem historischen Materialismus durchaus den Wert eines heuristischen Prinzips zu, wandte sich aber gegen dessen Anwendung als alleiniges Lösungsmittel zur Erkenntnis von Problemen der Gesellschaft.

In Privatbriefen fürchtete er, kaum noch lange den Beruf des Historikers ausüben zu können. Er dachte an Übersiedlung in den Westen, wollte sich diese aber offiziell genehmigen lassen und keineswegs die Brücken in die DDR abbrechen. Doch während Griewank auch auf der DDR-Historikertagung im Juni 1952 kritisiert wurde, erfreute er sich zugleich, wie Kaiser nachweist, offizieller Anerkennung. So schloss der Staat einen Einzelvertrag mit ihm ab, den nur privilegierte Wissenschaftler erhielten, und wurde in den Wissenschaftlichen Beirat der Fachrichtung Geschichte berufen, der für die Konzeption der Lehr- und Forschungsinhalte mitverantwortlich war.

Zugleich war Griewank ordentliches Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die ihn sogar zu ihrem Sekretär ernannte und ihm bei eventueller Übersiedlung in den Westen einen Arbeitsplatz bot, wenn er dort schon wenig Aussichten auf einen neuen Ruf hatte. Im noch gesamtdeutschen Historikerverband suchte Griewank zwischen politischen Gegnern zu vermitteln und zog sich damit den Argwohn ideologischer Scharfmacher in Ost, aber auch in West zu. Der Entschluss, seinem Leben ein Ende zu setzen, hatte jedoch, wie Kaiser gleich zu Beginn klarstellt, keine politischen, sondern persönliche

Gründe. Letztlich bleibe Griewanks keine Korrektur zulassende Handlung „schwer nachvollziehbar“, und nur „aus einer inneren Not, aus subjektiv-psychischen Faktoren lässt sich seine Selbsttötung erklären, wobei externe und endogene Faktoren zusammen kommen. Die letzte Erklärung bleibt auch diese Arbeit schuldig.“ (S. 20) Griewank litt seit seiner Krebserkrankung an Depressionen. Dennoch mag die Erkenntnis, im Osten wie im Westen letztlich kaum zumutbare Zugeständnisse machen zu müssen, zur Tragik seines Lebens beigetragen haben. Es fällt schwer, sich Karl Griewank als bürgerliches Aushängeschild einer marxistisch-leninistischen Legitimationswissenschaft vorzustellen. Ebenso schwer kann man ihn sich als Kalten Krieger im Westen denken, der seine Publikationen mit den amtlich vorgegebenen Führungsstrichen für die DDR gezeichnet hätte. Doch kann über solche Fragen natürlich nicht entschieden werden, und das Unabgeschlossene in Griewanks Leben erleichterte es Historikern aus verschiedenen politischen Lagern, sich nach seinem Tod auf ihn zu berufen.

Ulrike von Hirschhausen: Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860–1914 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 172), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, 430 S.

Rezensiert von
Felix Heinert, Düsseldorf

Es war und ist eine folgenreiche Illusion, dass mit fortschreitender Modernisierung Ethnizität und (National-)Staatlichkeit zunehmend konvergieren würden. Die Illusion wurde auch durch Forschungen zu Nationsbildungs- und Modernisierungsprozessen gehegt und gepflegt, welche den nationalhistorischen Rahmen zu einem nicht hinterfragbaren Paradigma stilisierten. Mit der zunehmenden Infragestellung der Prämissen eines solchen „methodischen Nationalismus“ wird der Blick auch für die vielschichtigen Phänomene von polykulturell oder multiethnisch strukturierten Gesellschaften frei, können neue Erklärungsansätze erprobt werden. Mindestens zwei Ansätze zur Überprüfung lang gehegter Annahmen sind denkbar. Zum einen können aus der Innenperspektive der als ethnisch gedachten Gruppen zeitgenössische Ansprüche, semantische Konstrukte sowie nationalhistoriographische Postulate auf ihre empirische Überzeugungskraft hin geprüft sowie dekonstruiert werden, zum anderen bietet sich eine verflechtungsgeschichtliche Perspektive an, um den Blick auch auf wech-